

Als sie zur Kabine zurückkehrt, ist sie noch immer so wütend, dass sie einen Moment lang vor der Tür stehen bleiben muss.

«Mama? Mama?»

Anneliese zieht an ihrer Hand.

«Nicht jetzt, Anni!», fährt sie sie an. Eintausend Reichsmark haben Esthers Eltern für die Überfahrt auf der *Conte Biancamano* gezahlt, ihre gesamten Ersparnisse und mehr. Das Silber, der Schmuck ihrer Eltern und das Eiserne Kreuz ihres Vaters. Der Orden, den er sich im Ersten Weltkrieg verdient hat, hat bisher seinen Abtransport nach Dachau oder in ein anderes Lager verhindert, wohin so viele jüdische Männer geschickt wurden. Das alles für zwei Fahrscheine, einen für sie und einen für Anneliese. Und eine Überfahrt in der Ersten Klasse, die als einzige noch verfügbar war.

Esther öffnet die Kabinentür. Der süßliche Duft eines schweren Parfüms hängt in der Luft. Die Frau – der Eindringling, wie Esther unwillkürlich denkt – hat Hut und Handschuhe abgelegt und steht mit dem Rücken zu Esther vor dem Bullauge. Ein dunkelgrüner Mantel mit Fuchspelzkragen liegt auf einem der Betten. Sie dreht sich um, als Esther und Anneliese eintreten, und öffnet den Mund zum Sprechen.

Doch Esther kommt ihr zuvor und sagt scharf: «Meine Tochter macht zwischen ein und zwei Uhr einen Mittagsschlaf. Das ist ...», sie blickt auf ihre Uhr, «in ungefähr einer Stunde.» Sie sagt es, obgleich sie weiß, dass Anneliese heute für ein Nickerchen viel zu aufgedreht ist. «Um sieben Uhr abends geht sie ins Bett. Ich halte es für das Beste, ein paar Regeln festzulegen, falls wir diese Kabine teilen sollten.»

*Falls wir sie teilen sollten ...* Ihr bleibt gar keine andere Wahl – der Zweite Offizier hat ihr das sehr deutlich gemacht, als sie sich beschwerte. Die Kabine sei groß genug für zwei Erwachsene, sagte er. Die andere Passagierin habe für ein Erste-Klasse-Ticket bezahlt, und das werde sie auch bekommen. Falls das ihr, Signora Niermann, nicht passe, nun, das Schiff habe den Hafen noch nicht verlassen. Sie könne gern von Bord gehen und ihr Glück bei einer anderen Schifffahrtlinie versuchen. Außerdem sei Signorina Blume ebenfalls Jüdin – *un'ebrea* – und weiter

gebe es nichts zu diskutieren. Esther hätte ihn am liebsten angeschrien, doch sie wusste, dass es sinnlos wäre. Sie ist nicht in der Position, es auf einen Streit ankommen zu lassen.

Jetzt steht sie dieser Frau gegenüber und muss sich beherrschen, um nicht vor Enttäuschung zu weinen.

«Ich verstehe», sagt die Frau und hält den Blick ruhig und stetig auf Esther gerichtet. Dann sieht sie Anneliese an, die sich halb hinter den Beinen ihrer Mutter versteckt, und schaut erneut auf Esther. «Das ist alles sehr unglücklich», fügt sie hinzu. «Es tut mir leid. Ich wollte Ihnen keine Ungelegenheiten bereiten. Aber anscheinend ist das Schiff überbucht.»

«Kitty», sagt Anneliese plötzlich. «Kitty.»

Die Frau geht vor ihr in die Hocke und lächelt sie an. «Ja. Ich heiße Kitty. Du hast ein gutes Gedächtnis.»

Anneliese streckt ihre Puppe vor. «Kitty.»

«So heißt ihre Puppe», erklärt Esther, und Kitty lacht.

«Dein Püppchen hat einen sehr schönen Namen. Und wie heißt du?»

Doch statt zu antworten, durchquert Anneliese die Kabine und klettert auf das Bett neben dem Fenster. «Ki-tty, Ki-tty», singt sie leise.

In diesem Moment nimmt das Dröhnen und Hämmern der Maschinen eine andere, eindringlichere Qualität an, und von Deck dringen Rufe und Gelächter herein.

«Es klingt so, als hätten wir abgelegt», sagt die Frau.

Esther wirft einen raschen Blick auf Anneliese. Jetzt ist es zu spät, um noch irgendetwas zu unternehmen. Sie werden sich die Kabine in den nächsten fünf oder sechs Wochen teilen, und das ist eine lange Zeit für das Zusammensein mit einer Fremden, selbst falls man sich gut versteht. Sie tritt einen Schritt vor und streckt die Hand aus. «Niermann. Esther Niermann. Und das ist meine Tochter Anneliese.»

Die Frau schüttelt ihr die Hand. «Bitte lass uns du sagen. Und nenn mich Kitty. Noch einmal, die Ungelegenheiten tun mir leid, aber ...»

Sie wird vom Tuten der Schiffssirenen unterbrochen, und erneut ertönt Geschrei und Jubel; die Passagiere rufen den Zurückbleibenden einen letzten Abschiedsgruß zu.

«Gehst du nicht raus zu den anderen?», fragt Kitty Esther.

Esther setzt sich aufs Bett und streichelt die weichen blonden Locken ihrer Tochter. «Nein», antwortet sie. «Wir haben uns bereits verabschiedet.»

Kitty zuckt mit den Schultern und tritt zum runden Fenster, um aufs Meer hinauszuschauen. «Shanghai», sagt sie, und ihre Stimme klingt eingeschüchtert. «Wer hätte das gedacht.»

Bis vor vier Monaten hätte Shanghai – je nach Blickwinkel das ›Paris des Ostens‹ oder die ›Hure des Orients‹ – Esthers wegen auch auf dem Mond liegen können. Oder es hätte ein fiktiver Ort sein können, als Filmset zum Leben erweckt, mit einer sinnlichen Marlene Dietrich, die türkische Zigaretten raucht und zwielichtige Bars und Opiumhöhlen besucht. Aber scheinbar über Nacht war diese entlegene Stadt in aller Munde. Das heißt, im Mund der Juden. Es gab Gerüchte – zunächst ein ungläubiges Raunen, dann ein dringlicher Schrei –, Shanghai sei eine Freizone, in der jeder, ob reich oder arm, alt oder jung, Jude oder Nichtjude, von Bord eines Schiffs gehen und die Stadt ohne Visum oder Reisepass betreten könne. Esther bekam mit, wie Leute verzweifelt ihre kompletten Ersparnisse auflösten und Besitztümer, das Familiensilber oder Kunstwerke verkauften, um ein Ticket für eine Überfahrt zur anderen Seite der Welt zu ergattern.

Und jetzt reist sie selbst mit einem solchen Schiff und dreht stundenlang Runden auf den oberen Decks der *Conte Biancamano*, die Hand fest um die von Anneliese gelegt. Für Passagiere der Ersten Klasse gibt es viele Freizeitangebote – Shuffleboard, ein offenes Schwimmbecken, Champagner-Bars und Tanzkurse –, aber Esther ist gar nicht auf den Gedanken gekommen, einen Badeanzug einzupacken, und Tanzen und Champagner kommen natürlich nicht in Frage. An Bord muss es mehrere tausend Passagiere geben, denkt sie, als sie einen Blick über die Reling hinweg auf die Rettungsboote wirft. Wie viele von ihnen würden dort hineinpassen, wenn das Schiff unterginge?

Jeden Morgen sieht sie zu, wie einer der Stewards an einer Tafel vor dem Speisesaal eine rote Nadel in eine Seekarte sticht, um die Position des

Schiffs kenntlich zu machen. Auf der Karte ist das Mittelmeer nur ein schmaler, ausgefranster Streifen Blau, winzig im Vergleich zu der Weite der Ozeane, die vor ihnen liegen. Sie zeichnet die Strecke mit dem Finger nach: durch den Sueskanal, das Rote Meer und den Golf von Aden ins Arabische Meer und dann vorbei an Bombay, Colombo und Singapur nordwärts durch das Südchinesische Meer, dann noch Hongkong, und schließlich landet sie mit einem Klacken ihres Fingernagels auf Shanghai. Plötzlich weiß sie, dass das hier real ist. Diese unbekannte Stadt wird ihr Zuhause werden. Sie unterdrückt die aufsteigende Panik.

Ihr wird bewusst, dass eine Gruppe von Kindern hinter ihr sich um die Seekarte drängt. Sie nimmt Anneliese auf den Arm und tritt zur Seite. Anni streckt die Hand aus, um die Zöpfe eines der Kinder zu berühren, eines etwa achtjährigen Mädchens mit sandfarbenem Haar. Das Mädchen dreht sich um, lächelt sie an und kitzelt sie unter dem Kinn. Esther überlegt sich, sie zu fragen, ob sie ein bisschen mit Anni spielen will. Es kann nicht gut für Anneliese sein, den ganzen Tag nur mit ihrer Mutter zu verbringen. Doch gerade als sie den Mund aufmacht, schießt eine Frau nach vorn und schnappt das Mädchen am Handgelenk.

«Fass sie nicht an!», zischt sie. «Wie oft muss ich dir noch sagen, dass du dich von den Juden fernhalten sollst?»

Das Mädchen zieht die Mundwinkel nach unten und sieht Esther und Anneliese böse an, als hätten sie sie an der Nase herumgeführt und deswegen werde sie jetzt gescholten. Esther wird wider Willen rot. Sie drückt Anni fester an ihre Brust und eilt davon, stolpernd, weil das Schiff krängt. Sie geht über das Promenadendeck und setzt Anneliese ab, als ihre Arme schmerzen. Auf einer langen Holzbank, die durch Schatten vor der Mittelmeersonne geschützt ist, lässt sie sich nieder. Ein paar Meter links von ihr sitzt eine Gruppe von Passagieren eng beieinander und unterhält sich leise.

«Es gibt nur Schmutz und Krankheit», sagt einer von ihnen. «Die Menschen schlafen und sterben auf der Straße.»

Esther schaut zu den Leuten hinüber. Der Mann, der gerade spricht, hat ein schmales graues Gesicht und sehr kurzes weißes Haar. Er hält eine

Kappe zwischen den Händen, die er beim Sprechen dreht. «Glaubt ihr wirklich, dass sie uns entkommen lassen würden, wenn sie nicht wüssten, dass Shanghai einfach nur eine weitere Kammer der Hölle ist?»

«Da habe ich etwas anderes gehört», sagt eine gut gekleidete Frau, die neben ihm sitzt. «Der Neffe meiner Nachbarin ist schon mehrere Monate dort. Er hat geschrieben, es gebe ein Komitee von Juden, die den Flüchtlingen mit Unterkunft und Nahrung helfen. Und die ihnen helfen, Arbeit zu finden.»

«Ein Komitee? Pah!» Der Mann setzt seine Kappe auf und steht auf.

Esther sieht dem Davongehenden nach. Sie erkennt die anderen Juden auf den ersten Blick. Nicht weil sie alle dunkelhäutig und hakennasig wären, wie die Karikaturen in den Zeitungen einen glauben machen wollen. Nein, es ist die unverkennbare Ausstrahlung von Angst und Unsicherheit, die sie wie einen schweren Mantel der Schande mit sich herumtragen, und diese Ausstrahlung unterscheidet sie von den wohlhabenden deutschen Passagieren: von den Leuten, die einen langen Urlaub in einer exotischen Region geplant haben, oder von den jungen Paaren in den Flitterwochen oder den Geschäftsleuten und ihren schicken Frauen, die auf dem Weg zu gewinnbringenden Chancen in Asien sind. Nur die Frau, mit der Esther die Kabine teilen muss, Fräulein Blume – sie ist irgendwie anders. Wenn der Zweite Offizier Esther nicht mitgeteilt hätte, dass diese Frau ebenfalls Jüdin sei, hätte sie es nicht geglaubt.

Esther denkt an die langen Wochen, die auf dem Schiff vor ihnen liegen, und wünscht sich, Anneliese hätte andere Kinder zur Gesellschaft. Als sie sich mit Carl verlobte, wollte er viele Kinder haben – mindestens vier –, aber nach Annelieses Geburt versank Esther lange in einer düsteren, depressiven Stimmung. Und gerade als Carl begann, sie sanft wegen eines zweiten Kindes zu bearbeiten, hatte er den Unfall.

Sie hat ihn geheiratet, weil er um ihre Hand angehalten hat; so einfach war das. Er war ihr direkter Vorgesetzter bei der Arbeit und zwölf Jahre älter, ein peinlich korrekter Mann mit einer gutherzigen Seite, die er streng verbarg, damit man ihn nicht für weich hielt. Die anderen Mädchen bei der Arbeit machten sich hinter seinem Rücken über ihn lustig. Sie